

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 315.

Donnerstag, 26. November.

1931.

EIN
MÄDCHEN



EIN
AUTO

EIN
HUND



Copyright 1931 by Knorr u. Hirth,
G. m. b. H., München.

ROMAN VON OLE STEFANL

(11. Fortsetzung.)

14.

Ein paar Tage später beugte sich Janet Gregory auf dem Victoria-Bahnhof so weit sie konnte aus dem Fenster ihres Abteils, um Kate zu küssen. Und neben ihr steckte Tarka aufgeregt seinen viden Kopf hinaus und fand alles herrlich. Auf einmal setzte sich der Bahnhof in Bewegung und lief ohne weiteres zurück und Tarka wollte um jeden Preis hinaus und war sehr erschrocken.

Janet rief noch zum Fenster hinaus: „Charing Cross Hospital, vergiß nicht, Kate! Schide Sid einen großen Strauß von mir, sobald es ihm besser geht! — Ich schreibe dir jeden zweiten Tag, du mir auch, nicht wahr? Auch ob die Mädchen Fortschritte machen. Und Meggie soll beim Spagat die Knie besser durchdrücken!“

Und gleichzeitig schrieb Kate: „Grüße Tante Betsy und Onkel Martin! Erhol dich, hörst du! Schwimm nicht zu viel, du bist schon so zu dünn und unansehnlich geworden in den letzten Wochen! — Paß auf, Tarka fällt aus dem Fenster! — Schick mir ein Bild von St. Jean! Gib acht auf dein Gepäck, wenn es zum Dampfer gebracht wird! Telegraphiere mir, wenn's ein Unglück gibt! Sei froher Laune, Janet! Gute Reise! Erhol dich recht!“

Und so schrien sie beide noch eine Weile, nachdem sie schon längst so weit auseinander waren, daß sie sich nicht verstehen konnten. Janet winkte aus Leibestrieben und Tarka tat, was er konnte. Der Bahnhof schrumpfte immer mehr zusammen und wurde schließlich so klein, daß ihr flatterndes Taschentuch ihn ganz bedecken konnte.

„Tarka, Tarka!“ seufzte Janet, als sie sich mit nassen Augen vom Fenster abwandte. „Nun fahren wir in die weite Welt. Du wirst das Meer sehen und auf ein Schiff gehen. Vielleicht wirst du seetrank werden, das wirst du nicht so nett finden, aber glaube mir: das ist schon bedeutenderen Personen passiert als dir und es dauert nicht einmal zwei Stunden. — Komm, leg dich hin, sei ein guter Hund!“

Denn er knurrte bedrohlich den Kontrolleur an.

„Ein reizender Hund!“ sagte der höflich. Newhann — Dieppe. Jawohl, danke schön! Wünschen Sie, daß ich Ihnen in Newhann einen Träger für Ihr Gepäck besorge?“

„Oh, danke!“

„Nicht?“

„Oh, bitte!“ sagte Janet verlegen und sah auf die

acht glänzenden neuen Lederkoffer, die sich im Gang und im Abteil breit machten.

„Erster Klasse und ein Extraabteil und Luxusgepäck und alle Leute sind höflich und wollen uns bedienen . . . Tarka, alle wissen, daß wir Millionäre sind! Ach du lieber Gott!“

Vor Verwirrung liefen ihr wieder Tränen in die Augen. Dann schnaubte sie sich die Nase, zog Tante Betsys Karte heraus und las zum dritten Male: „Meine geliebte Janet, ich freue mich ja schon so auf Dein Kommen. Tarka wird es sicher gefallen. In den Büschen zwischen den Bäumen sind wilde Kaninchen, er wird viel Spaß haben. Und Du wirst endlich hier zur Ruhe kommen, Du armes Kind!“

„Ja —“, dachte Janet sehnsüchtig. „Hoffentlich — hoffentlich werde ich sie haben!“ Aber ihr Herz blieb bedrückt.

Die Fahrt verging ohne Beschwerden — auch für Tarka. Er benahm sich aufmerksam und gesittet. Sie wurde von allen wie eine Prinzessin behandelt. Die Überfahrt über den Kanal war wundervoll. Es gab ausgezeichneten Tee und Toast und mächtige grüne Wägen bei klarem, frischem Himmel.

An der Mole von Dieppe stand Tante Betsy in einem schwarzen Kleid und winkte mit einem ungeheuer großen Taschentuch.

Inmitten eines wilden Gedränges fielen sie sich in die Arme und waren froh, einander wiederzusehen. Immer wieder sah Tante Betsy Janet besorgt in die Augen und immer wieder sagte sie: „Du wirst dich hier schon ein bißchen erholen, mein Kind, nicht wahr? Nimm dir's nur richtig vor! Das Gepäck lassen wir abholen. Nimm nur deinen Toilettokoffer mit, die anderen Sachen sind dann in einer Stunde bei uns. Der Schlossherr von St. Jean wollte es sich nicht nehmen lassen, mit zur Mole zu kommen, er steht draußen. — Ja, Tarka — ich weiß ja, daß du da bist, ich freue mich auch sehr. Wir fühlen uns alle so geehrt!“

Sie bahnten sich einen Weg durch die Menge und gingen auf den Parkplatz zu. „Der Schlossherr, ist er da? Wie nett von ihm! Ich entfinne mich seiner noch!“ sagte Janet, gerührt lächelnd.

„Na — ich glaube kaum, Kind!“ sagte Tante Betsy. „Ich vergaß dir zu sagen —“, da standen sie schon bei den Autos und ein endlos langer junger Mann trat auf Janet zu, hielt einen Strauß Rosen in der Hand und nahm mit der anderen die Mütze ab.

Dann machte er seinen Mund ziemlich weit auf und

nicht so bald wieder zu und stand in demselben Staunen vor Janet, wie sie vor ihm.

„Sie . . .?“ sagte er schließlich fassungslos. „Sie sind mit Janet Gregory?“

Das junge Mädchen war keines Wortes mächtig. Sie starrte das rotgebrannte Gesicht an, mit seinen weiß-blonden Haaren und Augenbrauen und den hellblauen Jungensaugen, dessen sie sich aus jener Regenfahrt vor vier Wochen mit großer Deutlichkeit entsann.

„Wie kommen Sie denn hierher?“ fragte sie endlich — nicht sehr höflich.

Tante Betsy sah mit runden erstaunten Augen von einem zum andern. „Kennt ihr Euch?“ erkundigte sie sich.

„Ich hatte einmal das Vergnügen —“, sagte der junge Mann — nasal und gedehnt. „Ich freue mich, daß Miß Gregory sich meiner noch erinnert. Sie war damals so freundlich, mir aus einer Verlegenheit zu helfen.“

„Ich traf ihn auf der Landstraße!“, erklärte Janet. „Er hatte keine Luftpumpe.“

„Es war sehr nett, mir zu helfen!“ wiederholte der lange Bursche verlegen.

„Und nachher war ihm meine nicht gut genug!“

„Oh —“

„Schon gut. — Wenn die Blumen für mich sein sollen, wäre jetzt der Zeitpunkt da, sie mir zu geben!“ Janet nahm sie aus der Hand.

„Er ist der Besitzer von St. Jean-sur-mer“, sagte Tante Betsy, „die Drvilles sind endgültig nach Paris übergesiedelt.“

„Ich schlage vor, wir steigen ein!“, sagte Janet, die sich von ihrem Schreck erholt hatte. „Tarla, willst du wohl!“

Erschreckt brachte der junge Mann seine Beine in Sicherheit. „Sie kann mich immer noch nicht leiden!“, murmelte er.

„Er! — Es ist ein männlicher Hund!“ sagte Janet streng. Und beim Einsteigen: „Haben Sie eigentlich auch einen Namen?“

„Verzeihung!“ sagte er — er konnte unmöglich noch röter werden. „Ich heiße Lytton Brancott. Sehen Sie sich, wo Sie wollen.“

Tante Betsy kletterte auf den Hintersitz und Janet machte es sich mit Tarla vorn neben dem Steuer bequem.

Lytton Brancott stieg ein und sie fuhren los.

Janets Aufmerksamkeit war zwischen der Gegend, die sie mit einiger Bewegung wiedererkannte, und dem jungen Mann an ihrer Seite geteilt.

„Ja —“, sagte er nach einer Weile, als ob sie etwas gefragt hätte. „Ich habe vor kurzer Zeit St. Jean von den Drvilles erworben. Ich hörte gleich beim Kauf, daß Ihre Familie gewohnt war, den Sommer hier zu verbringen, und ich übernahm mit dem Schloß natürlich auch seine Gepflogenheiten. Es freut mich, Ihnen wieder Ihre alte Sommerresidenz anbieten zu können!“

„O wie nett von Ihnen!“ sagte Janet spitz. „Wohnen Sie selbst denn auch dort, Mr. — Mr. —?“

„Brancott —! Ja — ich wohne im Obergeschoß, solange Sie da sind. Wie es die Drvilles im Sommer immer machten.“

Sie verließen die Ortschaft. Der Wagen ging längs des Meeres. Hinter den Felsen rollten die großen grünen Wellen in regelmäßigem Abstand. Janet sog mit einem beginnenden Gefühl von Beglückung die salzige Luft ein. Sie dehnte sich ein bißchen und Tarla sprang von ihrem Schoß und legte sich dicht zu ihren Füßen auf das Stückchen Boden.

„Janet!“ sagte es hinter ihr.

Sie wandte sich um und hielt ihren Hut fest, den der frische Wind, durch den sie fuhren, ihr vom Kopfe zu reißen drohte. „Ja — Tante Betsy?“

Tante Betsy saß auf dem Hintersitz und sah sie fröhlich an: „Ich wollte wissen, wie es dir geht!“

„Herrlich, Tante Betsy!“ Sie lächelte dankbar. „Ich bin so froh, hier zu sein. O, jetzt kommen wir schon ins Waldchen!“

Der Wagen bog von der Küste ab und lief in eine

Wildnis von Felsbrocken, Bäumen und Büschen von sonderbarer Gestalt hinein. Nach der Freiheit und Helle des Küstenlandes, die sie eben umgeben hatten, erschien ihr der Wald besonders düster und geheimnisvoll.

„Hier habe ich mich immer sehr gegraut!“ gestand sie, nach rückwärts gewandt. „Was hat Mutter immer über mich gelacht! . . . Ich weiß, da kommt eine Lichtung, und dann fahren wir durch den alten Park bis zu der Höhe des Schlosses. Dann sehen wir das Barockportal! — Gibt es das alles noch?“

„Natürlich, Kind!“ sagte Betsy zärtlich.

„Wahrscheinlich war es gestern, daß ich das letztemal hier war!“ sagte Janet mit einem Seufzer. Und dann fuhr sie auf: „Sie fahren aber fürchterlich!“

Der Bogen, mit dem der junge Mann eben die Kurve genommen hatte, war fast zu weit ausgeholt. Er hatte im Innern der Biegung energisch schneiden müssen, und der Wagen hatte einen Augenblick geschleudert.

„Verzeihung!“ sagte Lytton Brancott schüchtern. „Aber ich kann so schlecht bremsen, wenn —“

„Wenn —?“

„Wenn sie mich immer in die Ferse beißt.“

„Sie?“

„Ihr Hund.“

„Es ist ein Er. Und er beißt nicht!“

„Ich meine auch nicht, daß er beißt — aber er kneift mich, wenn ich den Fuß bewege, immer ein wenig in die Ferse!“ sagte der junge Amerikaner mit einem gezwungenen Grinsen. „Ich finde es reizend, nur —“

„Komm herauf, Tarla!“ sagte Janet verachtungsvoll. Tarla knurrte, der junge Mann schien erleichtert. Er hatte seine Schüchternheit überwunden. Er fing ein endloses Geplauder an, heiter und gleichgültig. Janet gab immer nur kurze Antworten.

„Woher sind Sie?“ fragte sie einmal.

„Aus Ostland!“ sagte er munter. „Kennen Sie's?“

„Nein! — Haben Sie auch einen Beruf?“

„Ich habe manches studiert, aber einen richtigen Beruf habe ich eigentlich nicht!“

„Aha!“ sagte Janet energisch.

Er sah sie einen Augenblick erstaunt mit seinen kindlichen Augen an. Als er sie wieder dem Wagen zuwandte, war ein belustigter Ausdruck in ihnen.

Man kam durch die Lichtung, durch den Park, vor das Barockportal — alles, wie Janet es erwartet hatte.

„Jemand hat das Portal renovieren lassen!“ sagte sie halb kritisch, halb glücklich.

„Ich war das!“ antwortete der junge Mann mit einiger Wichtigkeit. „Ein Sturm hat im Frühling da etwas abgerissen. Es war nötig. — So, halt!“

Auf der Terrasse stand Onkel Martin, der strahlte über das ganze Gesicht.

„Soyez la bienvenue!“ „Sei willkommen!“ schrie er. Er sprach das Französische gräulich aus.

Und Cranbourne neben ihm, in einem himmlisch sitzenden Sportsrock und in Kniederbockers, verneigte sich sanft und forrekt.

Tarla sprang als erste aus dem Wagen und rastete im Schlosshof herum.

Janet lief zur Terrasse. Einen Augenblick hielt sie inne und warf einen unwillkürlichen Blick zurück auf den Wagen, in dem sie gefahren war. Dann aber flog sie vergnügt Onkel Martin in die Arme und dachte nicht mehr an den dunkelgelben Roadster.

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerung.

Eine ist da im Reigen der tieferen Nächte:

Ruhig, ein Sommertag mitten im Eis,
Strahlend, ein Stern überm Grau der herbstlichen Nächte.

Sah ich ein Auge nicht groß wie die lenzliche Stunde?

Floß nicht Glanz und erfüllte den Kreis?

Immer strahlt es so fort über schweigendem Munde.

Was gewesen, ist ewig noch da in geheimere Stille,

Die von keiner flüchtigen Wandlung weiß.

Rufe, mein Herz! Dir antwortet die Fülle.

Fritz Gränh.

Haifischjagd.

Von Walter v. Nummel.

Waldorf Malegejof liegt verjonnen und verjchlafen unter den hohen Betelpalmen, liegt auf einem winddurchhauchten Berge der größten Palaufinsel Babelthaop. Als einziger Europäer hauste ich auf diesem Südsee-Eiland, hatte es schon nach verschiedenen Richtungen durchstreift und war nun bereits etwas bequemer geworden. So lag ich eines Morgens faul und tatenlos auf den glatten Matten, die von lustigen, gefälligen Töchtern der Insel aus irgendwelchen Pflanzenfasern gewoben werden, rechte und streckte mich, wußte nicht recht, was beginnen. Groß wie eine Reitschule lag das Versammlungshaus, das mir vom Häuptling als Wohnung zugewiesen war, vor mir, groß, leer und langweilig.

Da hob sich plötzlich ein brauner, von dichtem Schwarzhaar bedeckter Kopf in die Eingangsluke und spähte in meine einsame Ecke hinüber. Dieses aus der Tiefe aufgetauchte Haupt gehörte meinem Begleiter, Diener, Dolmetscher, Manager, Freunde und was der junge Palaumann mir sonst noch alles sein mochte. Zwei frische lustige Augen musterten mich genau, mich und meine augenblickliche Stimmung. „Du langweilst dich? Willst du Haifische jagen?“

„Fischen meinst du wohl?“

„Nein, jagen. Komm nur mit, wirst es schon sehen.“

So kam ich denn mit, stieg mit meinem jungen, braunen und nackten Freunde sowie mit einem ebenso unbefleckten anderen Dorfjüngling den steilen Berg hinab. Bedeutend langsamer als die beiden anderen. Barfüßig sprangen die rasch und in hohen Schüben zum Meer hinunter. Ich aber hatte trotz meiner benagelten Schuhe auf den zerrissenen Felsen, die unter dem schweren Blätterdach der Tropenbäume vor lauter schwüler Treibhaushaft regennäß und glitschig waren, in aller Vorsicht Schritt um Schritt zu machen, wollte ich es nicht darauf ankommen lassen, mir ein Bein zu brechen.

Während ich bedächtig abwärts turnte, an ganz steilen Stellen sogar die Hände zu Hilfe nehmend, glitten die Erinnerungen an mir vorbei, die eben das Wort „Hai“ in mir ausgelöst hatte, taten sich südlische Häfen des Ostens und Westens auf, wo die großen Haie zwischen den vor Anker liegenden Dampfern nach Raub suchend umherzogen, kamen mir Fischtage in Mexiko und Kalifornien zurück, wo man plötzlich an seiner Schleppangel schwer einen gar nicht gerufenen und gewünschten Hai hängen hatte.

Als ich zum Ufer hinabkam, lag unter schattigen Brofuchtbäumen unser Kanu schon auslaufbereit da. Es war ein kleines, schmales Fahrzeug, das Platz für drei, höchstens vier Menschen bot. Ich nahm in der Mitte neben dem Ausleger Platz, mein Freund stellte sich auf die Spitze, der mitgelommene junge Mann von Malegejof hockte sich rückwärts hin und trieb mit einer Paddel das Kanu aus der von Mangroven umsäumten Bucht. Als wir in der Richtung auf das freie Meer ein paar hundert Meter gefahren waren, drehte der Insulaner das Kanu so, daß es der langgestreckten Insel entlang glitt. Verwundert deutete ich zur freien See hinüber, wo der Nordostpassat die azurblaue Flut in eine wellige Hügelandschaft verwandelte, deutete hinüber zu der smaragdgrün herüberschillernden Einfahrt, durch die wir die hohe See gewinnen hätten können.

„Nein, nicht dort hinaus“, rief mein Mentor zurück. „Wie willst du im Tiefen den Hai sehen und finden?“

„Und hier im Seichten wird keiner sein.“

„Geduld! Ist der Hai hungrig, sucht er hier drinnen nach Fischen, großen Krabben und Langusten.“ Aufmerksam spähte der Sprecher vorwärts in das etwa einen Meter tiefe Wasser. Rasch überflog sein Blick den glatten, gelblichgrünen Grund, verweilte dort länger, wo Felsen und Klippen herausbunkelten. Auf einmal bückte er sich eilig, griff einen schlanken Speer mit eiserner Widerhakenspitze, schlang ihn zurück, warf ihn weit hinaus. Mir schien das auf gut Glück und ins Blaue hineingeworfen. Mit der Hand das Auge gegen die giftig stehende Tropen Sonne beschattend, verfolgte der Karnale den Flug, den Einfall seines Speeres. Dann ein lauter Freudenruf. Scharfer setzte der Mann am Steuer sein Ruder ein und auch mein Freund und Begleiter griff, ihn unterstützend, nach einer Ruderpaddel. Rasch flogen wir dahin. Aber dem Speere kamen wir doch nicht näher. Sentrecht im Wasser stehend zog er dahin, segelte aus dem Seichten in tieferes, grünlich schimmerndes Wasser, verschwand unserer Blicken gänzlich, tauchte nach einer Weile wieder auf, strebte ständig und ohne jedes Verweilen vom Lande weg gegen das freie Meer zu. Dieses hatte uns nun wenig gestört, wenn auch die hohe Nordostpassatwinde da draußen unserem kleinen Kanu schon tüchtig zu schaffen gemacht hätte. Aber zwischen uns und dem Meere stand eine starke schwere Brandung. Schon lang ihr Donner uns recht deutlich in die Ohren. kamen wir doch da hinein, so wußte niemand, wie wir auch wieder herauskommen würden. Ich rief meinem Freunde, der über seinem unentwegt weiter fortjagenden Speere die Brandung ganz vergessen zu haben schien, ein warnendes Wort zu und deutete hinaus. Er zuckte die Achsel und nickte, scheinbar gleichmütig, aber ganz konnten

keine Züge eine gewisse Unruhe doch nicht verbergen. Auch er sah die Gefahr, aber er maß ihr nicht dieselbe Bedeutung wie ich zu. Kunststüch, wenn man wie alle diese Palauleute ein halber Wassermensch ist, der schließlich auch aus den tollen Wirbeln einer Brandung herauszuschwimmen versteht. Weiter ruderten die zwei Gesellen, aber immer rascher und fieberhafter, so daß wir dem Speere endlich näher kamen. Nun sah auch ich es gelb durch das Azurblau schimmern, erblickte einen fast mannsgroßen Hai, dem der Speer im Rücken saß. Einen Augenblick ging er jetzt wie ermattet höher. Schon suchte ihm ein zweiter Speer in die Flanke.

Doch nur mehr etwa 200 Meter trennten uns jetzt von der tosenden Brandung. Schon schlug die und jene aufgeregtere Welle über das Fahrzeug, das glücklicherweise mit aufstehenden Brettern fest eingedeckt war. Stärker begann das Kanu zu schwanzen.

Jetzt ein Triumphgeschrei meines Freundes. Es war ihm geglückt, einen der Speere zu fassen, schon hatte er auch den andern, hielt sie beide mit Ausbietung aller Kräfte fest.

Da der scharfe Nordostpassat uns rasch der Brandung zutreiben wollte, griff ich nun zum Ruder. Ein Sprung und ein Plumps, der zweite Insulaner ging kopfüber in die See und von dem scharfen Abstoß, den er genommen, folgte ich ihm bei einem Haar. Er kam seinem bedrängten Freunde zu Hilfe, faßte das Tier unter Wasser, versuchte es hochzustoßen. Da der Hai, von den Speeren festgehalten, nicht mehr tief zu gehen vermochte, konnte das vielleicht glücken. Für einen Augenblick tauchte jetzt ein gelber, häßlicher Kopf mit kleinen, tüdlichen Augen über Wasser. Schon schmetterte ein scharfes Beil darauf herab, ein-, zwei-, dreimal. Nun gab der Seeräuber endlich Ruch und Friede.

Mein Freund drückte mir die Speere, an denen der Fisch noch immer hing, in die Hand, griff eiligst zu der Paddel, ruderte, ruderte fieberhaft. Nachdem auch unser Steuermann sich wieder herausgeschwungen und ebenfalls mithalf, lag die ärgste Gefahr, noch in die Brandung hineingezogen zu werden, bald hinter uns. Mein Mentor und Geleiter lachte vergnügt auf und ein leiser gutmütiger Spott über mein vielfaches Ersauern lag auf seinen offenen, freundlichen Zügen. „Schön, so eine Haifischjagd, nicht?“

Und wirklich, je öfter ich das mitmachte, desto schöner fand ich es. Denn ich lernte bald, den gelben Hai über dem gelben Sandgrunde zu sichten, dem er in der Farbe sich vollkommen anpaßt. Ich sah ihn wie einen Schatten davonwischen und sah ihn dennoch in der Flucht von dem noch rascheren Speere ereilt. Und dann immer die Aufregung, ob man ihn auch bekommen würde. Denn jedesmal strebte der Hai, wenn er getroffen war, der hohen See zu, von der er Schutz und Rettung erwartete. Jedesmal daher die Wettfahrt mit dem Gespeerten zu Riff und Brandung hinaus. Und wie das erstmal spielte der Endspurt sich zumeist in einer wilden Wasserräuferei ab. Kam man aber dem Fisch noch im Seichtwasser nah, dann gingen gleich beide Insulaner über Bord, balgten sich wie die Ottern mit den Haien herum. Und wer es mir nachmacht und sich für eine Weile ebenfalls als einziger Europäer in Babelthaop ansiedelt, der wird sehr bald von einem jungen, tüchtigen, fisch- und seegerechten Kanalen ebenfalls freudlichst eingeladen werden zu einer vergnügten „Haifischjagd“.

Carmen mit Pensionsberechtigung.

Von W. K. v. Mohara.

Der Schnittpunkt der Calle San Fernando mit dem Paseo Menéndez y Belano in Sevilla ist die Szene für den ersten Akt der Oper Carmen. Es ist genau wie auf der Bühne, wenn der Vorhang nach der Ouvertüre aufgeht: zu linker Hand das Gebäude der Tabakfabrik, die Zigarettenarbeiterinnen treten durch das prächtige schmiedeeiserne Tor ins Freie, zur rechten Hand steht Don José Wache am Tor des Alkazar, dazwischen weiten sich die zwei Straßen zu einem Platz, und eine Horde Kinder spielt unter den Bäumen. — Natürlich sitzen heute noch einige Touristen im Freien an runden Tischen und trinken einen Vermouth Aperitivo; und das — aber auch nur das — mag anders gewesen sein, als Prosper Mérimé, der die Figur der Carmen schuf, vor 84 Jahren hier stand und die Vision seiner Novelle hatte.

Allerdings müssen die Cigarreras, die Zigaretten- oder vielmehr Zigarettenarbeiterinnen, damals jünger und schöner gewesen sein, denn diejenigen, die man heute zu sehen bekommt, sind meist reinast und in keiner Weise geeignet, Carmen-Vorstellungen heraufzubeschwören. Nur daß sie fast alle noch nach altem Brauch eine Blume hinter dem Ohr tragen — aber eine Blume allein macht noch keine Carmen!

Der Grund für die Weisheit der meisten Cigarreras ist darin zu suchen, daß die Arbeiterinnen auf Lebensdauer angestellt sind. Die Cigarrera ist in Spanien eine Art Obelproletarin, schon eher Beamtin; sie ist pensionsberechtigt, bezieht Krankengeld und Mutterschaftsunterstützung, lauter Dinge, welche den übrigen Arbeitern Spaniens unbekannt sind. Ihr Lohn ist für

Landesbegriffe sehr hoch; sie arbeitet im Afford und dreht 2500 bis 3000 Zigaretten oder 400 bis 500 Zigarren im Tag und erhält dafür neben einem Fixum von zwei Peseten einen Affordlohn von vier Peseten. Sechs Peseten im Tag, das sind drei Mark sechzig nach unserem Geld, in Wirklichkeit aber etwa das Doppelte, da man in Spanien entsprechend billiger leben kann.

Die spanische Zigarette wird übrigens im Gegensatz zu den Zigaretten in allen andern Ländern der Welt nicht geklebt, sondern nur gedreht; das Papier steht an den beiden Enden etwas über und wird eingeknickt, so daß die Zigarette einigen Halt bekommt. Da das Rauchen einer solchen Zigarette aber doch einigermaßen unbequem, das Papier von geringer Qualität ist, öffnen die Spanier ihre Monopolzigaretten und rollen den Tabak mit einer einzigen geschickten Bewegung in ein neues, mit einem Gummi-Streifen versehenes Papier. — Warum sie sich aber nicht einfach den viel billigeren losen Tabak kaufen, da sie doch jede Zigarette selber drehen müssen, habe ich nie herausbekommen; vermutlich möchten sie die Cigarreras nicht arbeitslos werden lassen.

Die Fabrica Real de Tabacos, die königliche Tabakfabrik, von Madrid beschäftigt 2000 Arbeiterinnen, diejenige von Sevilla — ein prächtiger Barockbau aus dem Jahre 1757 — nahezu ebensoviel. Cigarreras werden kann nur die Tochter oder Enkelin einer Cigarrera — wir haben also eine Art Erbadel der Arbeit. Wird die junge Cigarrera selbst Mutter, so wird sie von der Arbeit dispensiert und bezieht eine tägliche Unterstützung von 5 Peseten, dazu einen einmaligen Unkostenbeitrag von 100 Peseten.

Ein weiteres Vorrecht genießt sie darin, daß sie das Baby in die Fabrik mitbringen darf. Besondere Räume sind für den Aufenthalt der Säuglinge bestimmt; und in den Reihen der arbeitenden Cigarreras sieht man häufig Mütter, die in aller Öffentlichkeit und wunderschönen Harmlosigkeit die Brust entblößen und dem Kleinen zu trinken geben — ein reizvolles Schauspiel, dem man übrigens in Spanien auf der Straße, in der Tram-bahn, im Kino, im Café, im Theater und selbst im Stierkampf begegnet.

Der Ausfall an Affordlohn, welcher den Cigarreras durch das Säugen und Pflegen der Babys entsteht, wird ihnen ersetzt.

Diese Vorrechte sind nun nicht etwa Ertragschaften aus neuester Zeit — der spanische Arbeiter kennt die Arbeitslosenunterstützung, die Kranken- und Invalidenversicherung nur im kleinsten Maße und in vereinzelter Industriellen — sie sind vielmehr durch eine zweihundert Jahre alte Tradition geheiligt. Es begibt sich hier das einzigartige Phänomen, daß die Beibehaltung eines jahrhundertalten Zustandes den Erfordernissen der allermodernsten Arbeitergesetzgebung entspricht!

Was die Tracht Carmens anbetrifft, so ist sie heute „europäisch“ wie die Kleidung der Spanierin im allgemeinen. Nur an Festtagen — in der Karwoche, zu Ostern, zu Fronleichnam — oder beim Besuch der Stierkampfarena holt sie den Mantón, den Manileser Schal mit den großen bunten Stidereien, den hohen Schilddattkamm und die Mantilla aus schwarzer, weißer oder auch roter Spitze hervor, die über den Kamm geworfen und rund um das Gesicht drapiert wird. Für gewöhnlich trägt sie nur einen Tüllschleier, der das Haar gegen Staub schützt.

Don José, Carmens Liebhaber und Soldat, sieht heute ebenso bunt und zinnsoldatenprchtig aus wie in der Operninszenierung im Gschwad von 1846; er trägt rote oder weiße Hosen, hohe Lackstiefel, kanariengelbes Leder, einen fradartigen Waffentrock mit Messingknöpfen und einen prächtigen Zweifspiz, in dem jeder einzelne aussieht wie ein kleiner Napoleon.

Einnmal sah ich Carmens Soldaten nach einem aufregenden Fußballmatch in Sevilla einen Autobus stürmen, auf dessen Dach kleine Jungen geklettert waren. Das war ein prächtiger kriegerischer Anblick, die Karabiniere gingen in Schützenlinie vor, und der Hornist blies — so wahr ich hier sitze — auf seiner Trompete ein ganz gefährlich tönendes Signal.

Daß auch heute noch die Soldaten gern Carmens Gunst zu erringen suchen, mag stimmen, nur dürften dabei nicht so sehr die im Operntext lang und breit gerühmten Reize der Zigaretten-dame ausschlaggebend sein, als vielmehr — wir leben in einer wirtschaftlichen Zeit — die nicht zu verachtenden materiellen Vorteile, die das Leben mit einer Cigarrera mit sich bringt, die ihren Lohn weiterverdient, selbst wenn sie Mutter wird oder geworden ist. Was ihre Schönheit und insbesondere ihren Tanz anbetrifft, so findet man sie heute weniger diesseits des Duadalquivir, wo die Tabakfabrik steht, als vielmehr jenseits des Flusses im Viertel von Triana, das hauptsächlich von Arbeitern und Zigeunern bewohnt wird. Hier unter den schattigen, weißgetünchten Arkaden, vor den Häusern oder in den geräumigen Patios, sieht man oft junge und sehr hübsche Zigeunerinnen in der von der Opernbühne her bekannten bunten Kleidung. — dem Rock mit Bolants, dem großen farbigen Fransenkamm, das Haar zu einem Knoten gebunden, in dem Ränne oder knallrote Papierblumen stecken. Man kann aber darauf wetten, daß es sich um eine professionelle Tanzgruppe handelt, die nur auf Fremde wartet, denen man gegen Entgelt einige Tänze vorführen kann!

Der Herr Theaterdirektor.

Lustige Anekdoten.

Pallenberg ging mit einigen Schauspielern auf ein Gastspiel. Einer dieser Mimen verpahte in Köln, wo ein zehntägiges Gastspiel angesetzt war, den Premierenabend. Pallenberg — immer gern bereit, seine Kollegen zu loben, wenn sie es verdienen — sprach keinen Ton mit dem Sünder. Als dieser am fünften Abend das Schweigen des großen Komikers nicht mehr aushielt und ihn vor der Vorstellung ansprach, erwiderte ihm Pallenberg mit einem durchbohrenden Blick: „Und das Krawattel sieht auch schief!“

Barnowsky kann manchmal sehr bissig sein. Als „Pappi“ eines Tages erfuhr, daß eine ältliche Schauspielerin Gott und die Welt anborgte, sagte er: „Ein Beilchen, das im Verblühen borgt!“

Blumenthal sah nicht aus wie ein Gott oder wie ein Kavaliere oder wie ein Gent. Im Gegenteil.

Als er einmal die Garderobe und die Maske und die Haltung eines Schauspielers immer wieder bemängeln mußte, sagte er endlich wütend: „Was, ein Graf wollen Sie sein? Anständig wollen sie aussehen? Bornehm wollen Sie tun? Wissen Sie, wie Sie aussehen: gerade so wie ich!“

Zu Bernard Shaw kam ein junger Autor. „Ich möchte Ihnen mein neues Stück vorlesen!“

„Nehmen Sie einen Augenblick Platz, ich komme gleich wieder“, erwiderte Shaw und verschwand im Nebenzimmer.

Nach fünf Minuten fragte der junge Autor den Diener, ob Mr. Shaw sehr beschäftigt sei, ob er störe, ob er ungelegen komme oder ob er lieber wieder gehen solle.

„Bitte noch eine Weile Geduld!“ sagte der Diener höflich. „Mr. Shaw wird gleich zurück sein, er zieht nur seinen Schlafrock an!“

Ein Dichter reichte Piscator ein Stück ein.

„Ganz nett“, sagte Piscator, „aber nicht abendfüllend. Es wird fünfzig Minuten dauern — und selbst wenn die Leute nach jedem Akt zehn Minuten lang Krawall schlagen — so werden es doch erst anderthalb Stunden und das ist für einen Theaterabend zu wenig.“

Der Dichter nickte. Dann begann er sich eine Weile. Und fragte — „Ja — könnten Sie nicht noch eine halbe Stunde Krawall und Krach heraus schlagen?“

Willy Schaeffers war einmal an der Nordsee. Leise konflierend zog er seines Weges fürbaß. Er bemerkte einen Mann, der Seewasser eimerweise in einen großen Tankwagen schüttete. Schaeffers Neugier war erweckt, er wollte wissen, wozu der Mann mit dem Eimer...

Der Mann sagte ihm, daß die Hotels Seebäder im Hause vergeben und er darum Seewasser holen müsse — das sei so sein Beruf.

Einige Stunden später kommt Schaeffers an der Stelle vorbei, wo er den Mann getroffen und angesprochen hatte. Kein Meer zu sehen. (Es war gerade Ebbe.) Schaeffers steht und staunt. Endlich entringt sich's ihm: „Was muß der fleißige Mann verdient haben!“

Egon Friedell war lange Zeit in Berlin und einmal sagte er zu einem Freund (zu einer Zeit, wo Theaterdirektor Theodor Tagger noch nicht als Ferdinand Bruckner entdeckt war): Dieser Tagger vom Renaissance-Theater ist doch ein tüchtiger Mann. Das Haus ist so ausstakuliert, daß er, auch wenn kein Mensch eine Theaterkarte kauft, noch an der Garderobe verdient!

Robert Klein wurde von einem Bekannten gefragt, wie er zu dem M.-Theater, einem Konkurrenzunternehmen, komme.

Klein: „Wenn du mit der Linie 12 bis zu einer Haltestelle fährst, wo kein Mensch aussteigt, dann steigst du aus. Dort ist das M.-Theater.“

Hermann Haller hatte in seinem Theater einen Tenor, der für eine Zerstengage ins Ausland engagiert wurde. Eines Tages fragt ein Freund Haller, ob der Tenor M. schon nach New York abgereist sei. „Nein —“ erwidert Haller, „er selber ist noch hier, aber seine Stimme ist hin!“